

Die Hundertjahrfeier (1897)

und andere Vaterländische.

Von

Prof. Dr. Gustav Weck,

Direktor des Kgl. Realgymnasiums in Reichenbach (Schlesien).



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

1899.

Beilage z. Progr. Nr. 228 (1898).

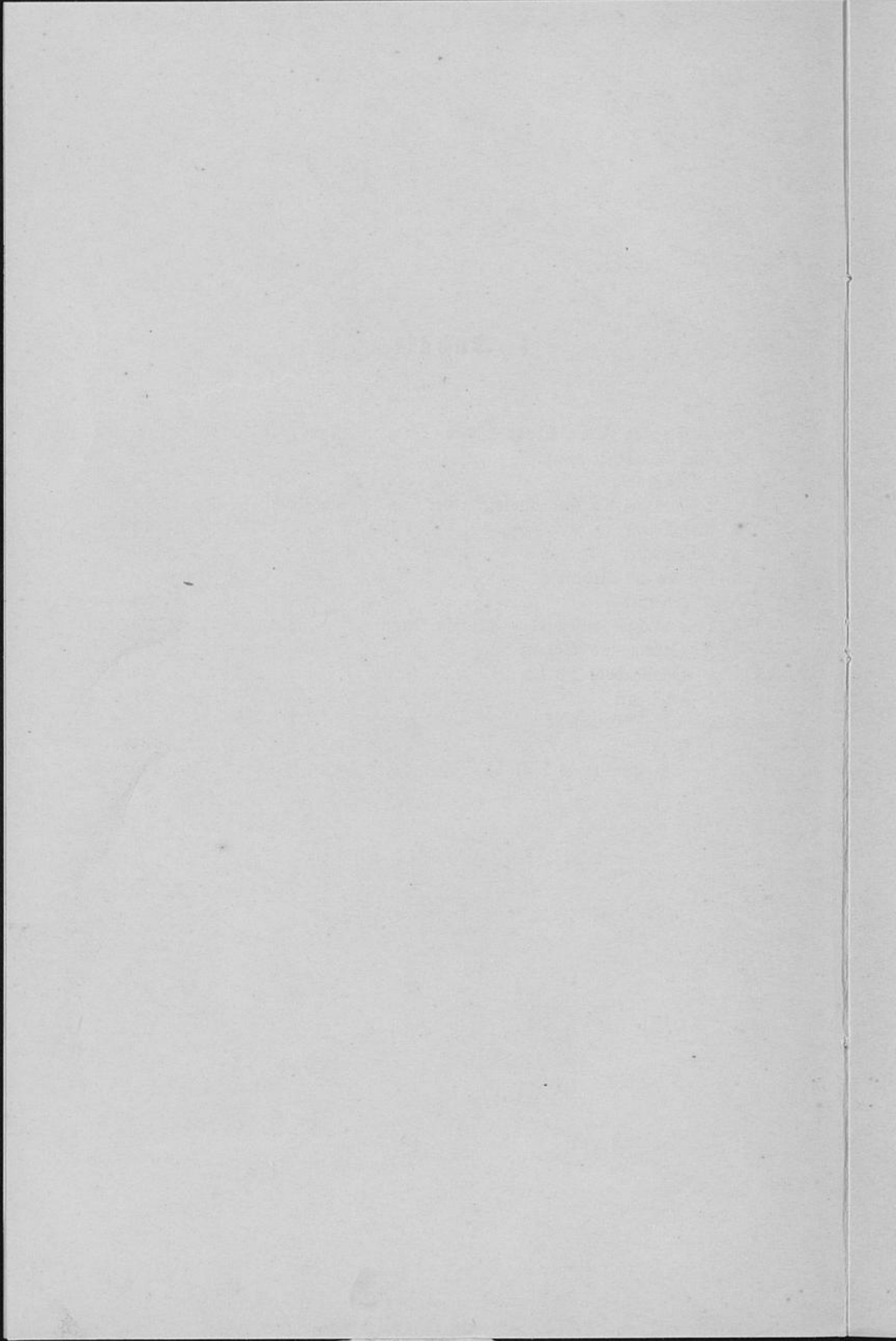
91e
10(1898)

128 B



Inhalt.

	Seite
1. Großherzog Friedrich von Baden	5
2. Zum 22. März 1897:	
1. Festprolog	6
2. Rede bei der Gedächtnisfeier der Stadt Reichenbach	9
3. Alte Krieger	18
4. Landesvater	20
5. Stätten der Arbeit:	
1. Erntelied	22
2. Deutsches Handwerk — deutsche Kunst	23
6. In Sturm und Wogen:	
1. Kanonenboot Itlis	25
2. Friesenart	27
7. Bismarcks Totenfeier:	
1. Rede	31
2. Zum Gedächtnis I. II.	45



1. Großherzog Friedrich von Baden.

Zum siebenzigsten Geburtstag (9. September 1896.)

Die Treue heißt das schlichte
Symbol, uns anvertraut,
In unsres Volks Geschichte
Der tiefste Herzenslaut.
Er rauscht durch ihre Blätter
Zweitausend Jahre schon
Wie Horn- und Speergeschmetter,
Wie süßer Harfenton.

Und mischten fremde Lieder
Den wilden Klang hinein,
Er hat sich immer wieder
Erschwungen stolz und rein.
Noch stehn der Fürsten Throne
Geehrt im deutschen Land,
Noch ist uns ihre Krone
Des Segens Unterpand.

Doch freudiger wird keine,
Mit wärm'rer Pulse Schlag,
Getreuer als die Deine
Begrüßt an diesem Tag:
Die schon im schicksalsvollern
Gewühl Dein Haupt umschloß,
Des großen Hohenzollern
Du Sohn und Schwertgenosß!

Und wie Dein Volk verbandest
Du längst uns alle Dir:
Wir wußten, wo Du standest,
Da stand des Reichs Banner;
Du teiltest unsre Triebe,
Der Sehnsucht Glück und Schmerz,
Drum schloß in heißer Liebe
Dich Deutschland in sein Herz.

Drum lauscht es Dem verehrend
Mit hellem Angesicht,
Was, tiefe Weisheit lehrend,
Ihm Deine Lippe spricht;
Es lauscht und hebt die Klinge,
Bereit zu scharfem Streich,
Daß nie ein Feind bezwinge
Den Kaiser und das Reich!

O daß Dir Gott beschiede
Der Jahre reichste Zahl,
Die sonnengleich der Friede
Verklärt mit seinem Strahl!
Zum Ernst des hohen Strebens
Erquickung Seines Brunnns —:
Die Kränze Deines Lebens,
Sie blühen ja auch für uns!

2. Bonn 22. März 1897.

1.

Festprolog.

Ihr kennt die Krypta von Charlottenburg.
Was in der Halle droben waldumrauscht
Aus gelbgeflamelter Säulen düstrier Pracht,

Aus grauen Marmorwänden, überglänzt
Von goldner Schrift, von buntem Licht umspielt,
Euch hell entgegenstrahlt, die Bilder nur
Verblichner Schönheit sind's und Majestät.

Hier unten ruhn sie selbst: Luise mit
Dem Gatten, Deutschlands Kaiserin und er,
Der König Weißbart, unser Herr und Held.
Er ruht und schläft und rings ist's totenstill.

Doch heute nicht. Ein leises Rauschen geht
Durch das Gewölbe hin, von Pfeiler zieht
Zu Pfeiler sich der Kranz; in frischem Grün,
In hundert Blumenkronen schmiegt an all
Die stillen Kammern warm und hoffnungreich
Das Leben sich. Doch um die eine blüht
Ein ganzer Frühling auf. — Der Morgen naht;
Durch's Thermenfenster lugt sein erster Strahl
Und gleitet nieder auf den Purpursarg,
Als klopft' er dort mit weicher Liebeshand,
Als brächt' er mit auf seiner goldnen Bahn
Der Liebe Botenruf: Wach auf, wach auf!

Denn heute geht ein Sehnen durch die Welt,
Durch Deutschlands weite Flur, vom Fels zum Meer,
Und über Meeren lebt es mächtig auf:
Ein Sehnen nach dem Herrlichen, der einst
Voran den Seinen schritt in Glück und Leid;
Nach einem Blicke seines blauen Augs,
Nach einem Wort von seinen Lippen, die
Der Tod verschloß, doch nimmer stumm gemacht.

Was aber war's, das unter Menschen ihm,
Dem selbst nur Sterblichen, Unsterblichkeit,
Und seinem Namen einen Klang verlieh,
Der aller Helden Namen übertönt?

Das Eine, selten auf des Lebens Höh'n
Wie in den Tiefen, was jedwedes Herz
Auch wider Willen zur Verehrung zwingt:
Das Zeugnis wandellos erfüllter Pflicht!

Dem auf dem edlen Greisenhaupte war
Des Landes und des Reiches Diadem,
Der Siege Lorbeer nicht der höchste Schmuck:
Die Krone war's mit manchem Dorn beschwert
Der einundneunzig Jahre, die ihn Gott
Auf Erden wandeln ließ, gerecht und schlicht,
In Menschenfreundlichkeit und Gottesfurcht,
Voll Demut auch im höchsten Erdenglanz,
Voll festen Mutes, wenn die Zeit gebot,
Bescheiden, arbeitsam, den Seinen und
Der Welt ein Segen noch am Sterbetag.

Und wo nun heute deutsche Männer sich
Begegnen mit verständnisvollem Blick;
Wo stolz und zärtlich eine deutsche Frau
Die Kinder ansieht, die dem Vaterland
Sie still erzog, vielleicht mit Thränen gab;
Wo junge Herzen, künft'ger Thaten voll,
Den Führer suchen sturm- und siegerprobt,
Da steigt Sein Name sternengleich empor,
Indes ins Auge hell die Thräne steigt:
O Kaiser Wilhelm, Großer, Guter du,
In Deinem Geist zu handeln, Deinem Sinn,
Dem weisen, stillen, ernsten nachzugehen,
Dem Ganzen opfernd unser armes Selbst,
Das sei die Lösung deutscher Zukunft, sei
Das Recht der Liebe, das uns Dir verknüpft!

Und wie dem teuren Vater ruft sein Volk
Ihm Segen, tausendfachen, in die Gruft.

2.

Rede

(gehalten bei der Gedächtnisfeier der Stadt Reichenbach in Schlesien).

Wir feiern heute einen Geburtstag, aber den Geburtstag eines Toten. Und nicht die Wiege ist es, auf die unsere Blicke fallen, obwohl es die Wiege eines Königssohnes war, die ein Abglanz irdischer Majestät vom ersten Augenblick an umleuchtete. Strahlt etwas herüber aus jenen ersten Tagen des heute ablaufenden Jahrhunderts, so ist es das holdselige Antlitz der Frau, die den eben Gebornen mit Mutterarmen umfing und als mütterlicher Genius über ihm, wie über seinem künftigen Volke gewaltet hat, und der mit Preußen das gesamte Deutschland unwandelbare Verehrung zollt.

Nicht in die Wiege König Wilhelms schauen wir heute, sondern auf sein Sterbebett. Denn die Bilder einer unsern Tagen so fern liegenden Jugend mußten verblaffen, zumal der stillen und schlichten, die im Hause Luizens und Friedrich Wilhelms den Kindern bereitet ward. Und sind, wie manches Denkzeichen bekundet, die Züge des lebenswürdigen Knaben, die Personen seiner Pfleger und Gespielen, die äußeren Umgebungen, in denen er aufwuchs, den Zeitgenossen vertraut geworden, so lebt doch niemand mehr, der sie aufgenommen hätte in den Schatz seiner eigenen Erinnerungen. Wir alle aber sind durch die dunkle Stunde gegangen, die ihn abrief aus dem fast ein Menschenalter hindurch verwalteten Amte der nationalen Führerschaft; in der die Welt den Odem anhielt am Sterbelager des mächtigsten, vor allen andern mit Jahren und Ehren gekrönten Monarchen. Noch ist sie uns zeitlich nahe und ihr Eindruck ist frisch geblieben wie die Wunde in unseren Herzen.

Treten wir denn nochmals ein in das stille Gemach, in dem jener weltgeschichtliche Vorgang sich vollzog. Da steht das schlichte Feldbett des Herrschers, das ihn auf allen seinen Fahrten, auch in Feindesland, treulich begleitet hat. Ernste, dunkel gekleidete Gestalten, Männer und Frauen, umdrängen es.

Hier die Fürsten seines Hauses, unter ihnen der Enkel, der, mit leidenschaftlicher Verehrung am Großvater hängend, tief erschüttert die Hand auf die Fußwand des Lagers stützt. Zweifach drückt ihn die Last des eigenen Schmerzes und das Bewußtsein dessen, was ihn als Vertreter des fernem, selbst einem tödlichen Leiden verfallenen Vaters erwartet. Und neben den Söhnen die Töchter der Hohenzollern. An der Seite des Gemahls hat Prinzessin Auguste Viktoria sich betend niedergeworfen, das Haupt über die gefalteten Hände auf einen Sessel gebeugt. Näher dem Sterbenden steht seine treue Pflegerin in einstigen bitterm Leidenstagen, die Großherzogin Luise von Baden, die eben erst mit dem Gatten aus der südlichen Heimat eingetroffen ist, um von dem Todespfehl des blühenden Sohnes an den des greisen Vaters zu treten. Halb von ihr gestützt, hält die am Bettrande sitzende Kaiserin die Hand des Gemahls, unbeweglich, seit Stunden schon. Aber noch andere füllen den schlichten Raum: mit den Kindern und der Herrin des Hauses die Söhne des Volkes. Zur Rechten des Kaisers steht der Geistliche, der seit Jahren den Ereignissen seines Familienlebens die Weihe des göttlichen Segens und Trostes spendet hat, und der nun auch das heilige Wort ihm verkündet in dieser letzten bangen Nacht. Hinter ihm der bewährte Arzt, dessen oft erfahrene und anerkannte Fürsorge jetzt ihr Ende gefunden hat. Und der beiden gegenüber eben am Schirme der Lampe rückt, so daß ihr sanfter Glanz noch einmal voll auf die Züge des Scheidenden fällt, es ist der Diener, der seit langen Jahren ihm nahe war, der, niedrer Herkunft und niedren Amtes, doch auch das Recht hat, mitzutrauern und mitzuschluchzen, und dem niemand dieses Recht verwehrt. Am Fußende des Bettes aber, hinter dem jüngeren Erben der Kaiserkrone, stehen noch zwei — auch sie nicht hohen Stammes, noch weniger königlichen Geblüts, aber Fürsten des Geistes und als solche gefeiert von allen Nationen der Erde: Bismarck und Moltke. Grimmiger Schmerz zuckt im Antlitz des einen, während der andere, wie trostbedürftig, die hohe Denkerstirn gegen den machtvolleren Genossen neigt.

Noch ist es dunkel im Zimmer, soweit nicht die Lampe ihren Schein verbreitet, denn das einzige Fenster ist geschlossen und verhängt. Aber vom Nachbarräume her flutet langsam das Licht des erwachenden Märzorgens herein und in seinen Strahlen leuchtet ein weißes Marmorbildnis auf, die Häupter der Versammelten überragend: das Antlitz der unvergeßlichen und unvergessenen Mutter! Es ist, als wolle die edle Königin, die dem Kinde die erste zärtliche Liebe erwies, die im Knaben schon den Wert des künftigen Mannes ahnte, nun auch dem Greise den letzten Segen spenden zur Heimfahrt in das Reich des Friedens.

So einen Hoheit und Niedrigkeit, Vergangenheit und Zukunft sich um den Kaiser in dieser herzerschütternden Stunde. Er selbst aber, der vor uns ruht, halb aufgerichtet, mit schon geschlossenen Augen, sieht nicht aus wie einer, über den der Tod mit seinen Schrecken Gewalt hat. Kaum ein Bangen oder Zagen hat ihn berührt; selbst daß er im Fiebertraum sein eigenes Leichenbegängnis erblickt hat, erschüttert ihn nicht: freundlich erzählt er den Seinen von der „letzten Feier im Dom“. Derselbe Mund aber, der so still sich ergiebt in den göttlichen Willen, der so fromm und freudig seinen Glauben bekennt, er hat noch kurz zuvor Worte tiefer Weisheit gesprochen von des Vaterlandes Glück und Heil, auch das größte Wort, das jemals von den Lippen eines Sterbenden gekommen ist: „Ich habe keine Zeit mehr müde zu sein“.

Und so, unter den Thränen und Schmerzen eines edlen Hauses, eines großen, in seinem Kummer einmütigen Volkes, aber auch im tiefsten Frieden des eigenen Herzens, ist das Leben unfres alten Kaisers zur Rüste gegangen. Das aber konnte nur geschehen, weil es ein Leben war so hehr und rein, daß die Geschichte kaum von einem zweiten ihm gleichen zu reden vermag. Weist es, wie jedes Menschendasein, Mängel auf, so ist es doch leichter an sie zu glauben als sie zu finden, zumal nachdem die wissenschaftliche Forschung so manches, was als Irrtum oder Schwäche erscheinen konnte, in das rechte Licht zu Ehren des Entschlafenen gerückt hat. Aber auch mit ihnen

liegt es vor uns wie der Spiegel eines guten Gewissens. Die letzten, für viele bittersten Stunden werden hier zum wahrhaft seligen Abschied; nicht die finstre Gewalt des Zerstörers erblicken wir, sondern ein sanftes Entschlummern.

Was aber hat diesem Leben einen so harmonischen Abschluß, wie bisher eine so hohe, die Grenzen des Menschlichen fast überschreitende Vollkommenheit verliehen? Aus welcher Quelle schöpft die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms des Ersten ihre einzigartige Macht — eine Macht, die noch ungebrochen besteht, und eben in diesen Tagen der Welt sich von neuem offenbart im Jubel wie in den Thränen unsres Volkes?

Ist es der Glanz seiner Siege? Wohl stehen sie da in ihrer Zahl, ihrer Notwendigkeit, ihren Wirkungen wie ein Wunder in der Geschichte. Aber auch Alexander, Cäsar, Napoleon haben auf hundert Schlachtfeldern sich den Lorbeer erkämpft; der Franke Karl hat dreißig, Friedrich der Große zehn Jahre lang das bezwingende Schwert geführt, ehe sie Werken des Friedens sich widmen konnten. Und wenn Kaiser Wilhelm der vollkommenste Soldat war; wenn er mit vorausschauendem Blick und in unablässiger Arbeit dem preussischen Heere die Gestalt verlieh, die es erst zu Thaten befähigte; wenn er auch den Kommandostab noch im vierundsiebzigsten Jahre mit hohen Ehren geführt hat: die gewaltigen Gedanken, die in den Stunden der Entscheidung den Ausschlag geben; die, gewappnet gleich der weltüberwindenden Pallas aus dem Haupte ihres Schöpfers hervortreten müssen, gehörten dem großen Manne, der als der geborne Denker und Lenker der Schlachten ihm zur Seite stand. Was daneben wirklich des Kaisers war, das war das tiefe Gefühl der Verantwortlichkeit, das einen ungerechten Streit unmöglich machte; die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine schicksalschweren Entschlüsse erwog; die unerschütterliche Festigkeit endlich, mit der er den als unvermeidlich erkannten Kampf auf sich nahm, ihn führte und bis zu Ende führte. Denn freilich war ihm nach seinem milden und friedfertigen Herzen der Krieg im Innersten verhaßt; das Gold der Ahren, das den Fleiß seiner Unterthanen belohnte,

ein süßerer Anblick als die zerstampfte Flur, als der Lorbeer, der blutgedüngten Feldern entsproßt. Aber nimmer hätte er zugegeben, daß die Ehre seiner Krone besleckt, Recht und Ansehen seines Volkes in den Staub getreten würde. „Gott ist mein Zeuge“ — so sprach er 1866 — „daß ich alles gethan habe, um den Frieden zu erhalten. Aber sie wollen ja den Krieg; sie wollen es so wieder haben, wie es vor dem siebenjährigen Kriege war, und das geht doch nicht, dann ist ja Preußen nichts mehr!“

Oder ist es die persönliche Tapferkeit, die er auf dem Schlachtfeld bewährte? Als halber Knabe noch auf den Höhen von Bar sur Aube und beim Angriff auf La Wilette; als Mann in den Gefahren des badischen Aufstandes, wo nicht nur die Waffe des ehrlichen Gefechts, sondern auch die Kugel des Mörders ihn bedrohte, als Greis im Granatfeuer von Königgrätz und von Gravelotte? Ja, wenn er im Getümmel des großen böhmischen Siegestags seinem besorgten Minister erwidert: „Wohin soll ich denn reiten, wenn meine Armee im Feuer steht?“, wenn er selbst an der Spitze seiner Scharen den letzten Hauch an die Vernichtung des geschlagenen Feindes setzt, dann erinnert er uns freilich an die angeborne Heldenfreudigkeit seines Stammes, oder an einen jener altgermanischen Herzkönige, die wie Hermanrich und der Westgote Theodorich im Schmuck der weißen Locken ihren Heeren voransprengten, um dann mit den andern Gefallenen einzuziehen in das Siegesthor Walhallas. Aber Kaiser Wilhelms männlicher und tapferer Sinn hat sich vor allem in Proben bewährt, die einen andern Mut als den des Soldaten verlangten. Als in trüber Zeit das preussische Abgeordnetenhaus ihm und seinen Räten entgegentrat, die Mehrheit wohl aus ehrlicher Überzeugung, aber doch sein eigenstes Werk, die Heeresreform, verständnislos und deshalb um so heftiger bekämpfend, da litt zwar sein Herz unter der Entfremdung seines geliebten Volkes, aber fest und unbeugsam bestand er auf seinem Willen. Mochte die Krone und selbst das Leben, wie in dem traurigen Jahre 1848 wiederholt gedroht worden war, in neuen Stürmen ihm verloren

gehen, seine heilige Überzeugung stand ihm höher als jedes irdische Gut. Und als lange Zeit nachher gegen den so geliebten, ja vergötterten Monarchen deutsche Hände sich mörderisch erhoben — zum viertenmal in diesem vielbeglückten, aber auch vielgeprüften Dasein — als er blutend niedersank auf ein langes und schmerzvolles Krankenlager, da vermochte dennoch bleiche Furcht nichts über sein starkes und frommes Herz. Während ein anderer sich bedächtig zurückgezogen oder durch die Mittel des Schreckens zu wirken versucht hätte, gab es für ihn nur die einfach große Erwägung: „Nicht mein Volk hat mir das angethan, sondern einer aus einem kleinen Kreise Verblendeter und Verirrter. Mit jenem stehe ich in treuer Gemeinschaft wie zuvor; diesen aber muß ich nach meiner Fürstenschaft beweisen, daß ich zu ihrer Hilfe bereit bin, um sie abzulenken von thörichten und frevelhaften Gedanken“. Und so zog er nach erfolgter Genesung unbeschützt, wie früher, im offenen Wagen ein in die menschenerfüllten Straßen seiner Hauptstadt, und eben auf diesem Schmerzenslager erwuchs ihm der erste Plan jener sozialen Gesetzgebung, die, unvollkommen wie sie sein mag, nichts desto weniger einen gewaltigen Markstein bildet in der Geschichte des menschlichen Fortschritts. Das war ein stilles und nüchternes Heldentum, obwohl kaum ein geringeres als das der blutigen Walfstatt.

Oder ist es der Ruhm seiner politischen Erfolge, was unsern entschlafenen Kaiser zu einer alle seine Vorgänger, ja, alle Könige der Erde überragenden, auch der fernsten Nachwelt strahlenden Herrschergröße erhoben hat? Denn freilich ist mit diesen Worten das unter seiner Regierung Erreichte nur eben zutreffend bezeichnet. Aber auch auf diesem Gebiete ist er nicht der Erste seiner Zeit. Wohl hatte er, soweit seine zugleich bescheidene und vornehme Zurückhaltung es ihm gestattete, oft klugen und heilbringenden Gedanken, auch über Deutschlands Zukunft, Ausdruck gegeben, und daß er seinen königlichen Bruder veranlaßte, die goldpapierne Krone des Frankfurter Parlaments zurückzuweisen, war an sich eine staatsmännische That. Aber den Weg erkennen, auf dem die echte zu gewinnen war, ver-

mochte nur das Flammenauge des Genius; nur seine Hand konnte die heillos verschlungenen Fäden lösen, die wie ein ehernes Netz die Kraft des deutschen Volkes gebannt und am Boden hielten. Und daß er in Otto von Bismarck diesen Genius gefunden, hat Kaiser Wilhelm oft genug als das höchste Glück seiner Regierung bezeichnet. „Sie haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußens auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht,“ so trank er auf dem Siegesfelde von Sedan ihm zu. Und doch tritt auch er selbst wieder gerade hier in sein unveräußerliches Recht. Er hatte den größten Staatsmann der deutschen Geschichte als ein Gnadengeschenk seines Gottes empfangen, aber war es nicht sein klarer und sicherer Blick, der ihn erkannt hatte unter Tausenden; war es nicht seine Hand, die ihn im Amte hielt gegen alle Feinde und Widersacher, gegen das zornige Drängen der Volksvertretung so gut, wie gegen die Ränke der neidischen Kamarilla? Und ist es schon Größe, daß keine Macht der Erde ihn von seinem treuen Ratgeber zu trennen vermochte, so wiederholt es sich kaum jemals in der Geschichte, daß ein kluger und kraftvoller, dazu von lebhaftem Gefühl für seine fürstliche Würde getragener Herrscher einen Geistesgewaltigen neben sich duldet; daß er nicht bloß neidlos seiner Erfolge sich freut, sondern alles anbietet, um auch die übrige noch widerstrebende Welt zur Anerkennung zu zwingen, wie er selbst sich niemals genug thun kann in Zeichen der Hochachtung und Bewunderung. Ja, wäre es nicht herkömmlich, die schöpferische Kraft des Geistes über alles andere zu setzen, so würde man fragen dürfen, ob die höchsten sittlichen Eigenschaften nicht mindestens den gleichen Rang verleihen? Treue und Dankbarkeit, Selbstlosigkeit und Gerechtigkeitsliebe, Reinheit der Absichten und Lauterkeit der Gesinnung, das alles besaß Kaiser Wilhelm, und so kann ihn niemand verdunkeln, auch nicht der Größte der Großen.

Oder ist es der Schimmer seiner Kronen, der die Augen der Mit- und Nachwelt auf ihn richtet? Wer aus diesem Grunde ihn feiern wollte, der würde noch fernstehen dem Verständnis seines innersten Wesens. Das Zeichen der

Majestät war ihm vor allem das Symbol seiner Pflichten, und auch im Geiste legte er es täglich ab, um sich vor Dem zu beugen, dem er zu allen Zeiten und inmitten der glänzendsten Triumphe allein die Ehre gab.

Waren es äußere Eigenschaften, rasch bezwingende Gaben der Persönlichkeit? Ja, die Schönheit, die durch alle Lebensstufen ihn begleitete, und die wahrhafte Liebenswürdigkeit seines Wesens haben ihm unzählige Herzen gewonnen. Doch war wiederum soviel Schlichtes und Anspruchsloses an ihm und in ihm, daß auch hier das sittliche Moment das vorzugsweise bestimmende war. Seine Rede aber, stets verständlich und überzeugend, glänzte weder durch die Fülle geistreicher Gedanken oder die blendende Schönheit der Form, noch durch die stürmische Wucht der Empfindung, wie sie andern Mitgliedern seines Hauses eignen.

Ist es endlich die Zahl seiner Jahre, die einen so tiefen Eindruck auf die Gemüter hervorbringt? Wohl ist es etwas Wunderbares um diesen Patriarchen unter den Fürsten, dem in der Höhe des erreichten Lebenszieles nur einer aus grauen Vätertagen zu vergleichen ist. Aber es ist doch nicht das Alter an sich, dem ein bleibendes Gedächtnis gesichert ist, sondern allein die Art, wie das Leben zur Erfüllung irdischer und ewiger Zwecke benutzt ward. Und hier ist in der That alles: Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Hingebung an das Kleinste, und gerade darin auch an die fruchtbarsten Gedanken und die erhabensten Ziele.

So antwortet also schon die Zusammenstellung der Gegensätze auf unsere Fragen und giebt die Lösung des Geheimnisses, wenn es anders treuen preussischen Herzen ein Geheimnis war. Auf der einen Seite das Glänzende, das Große, das doch oft genug den bloßen Schein der Größe trägt; auf der andern das Einfache, Ungefärbte, dafür aber auch zuverlässig Echte und Dauernde. Nichts an Kaiser Wilhelm dem Ersten besticht, aber alles gewinnt und hält fest für immer.

Und so mag es denn auch fraglich sein, ob die Geschichte nach ihren äußeren Überlieferungen ihn gerade den Großen wird

nennen wollen. Gerecht würde sie mit diesem Namen ihm sicherlich nicht werden, zumal seine zweideutige Ehre nur zu oft dem Zufall oder der Selbstliebe der Völker entsprungen ist. Kaiser Wilhelm war kein „großer Mann“ in dem Sinne, in dem Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich der Zweite nach Gebühr so heißen. Aber er war vielleicht mehr noch als diese beiden glänzendsten Persönlichkeiten auf dem Throne der Hohenzollern ein wahrhaft großer und liebenswerter Mensch. Und so wäre vielmehr ein Name zu suchen, den er mit niemandem teilt. Der des „Einzigem“ ist schon verliehen worden aus dem berechtigten Gefühl heraus, daß dem großen Friedrich die bewundernde Nachwelt nicht Ehre genug erweisen kann. Aber „der Allgeliebte“, „der Unvergessliche“ wären Bezeichnungen, die Deutschlands ritterlichem Führer um so besser anstehen würden, als in ihnen das Genugthuung fordernde Herz an erster Stelle zu seinem Rechte kommt.

Sa, diese Herzensgemeinschaft, die uns so lange Jahre mit unsrem alten herrlichen Kaiser verbunden hat, in der wir sein Glück als das unsre, sein Leid als unser Leid betrachteten, wer empfindet sie nicht auch jetzt noch und heute zumal? „Im Glauben die Hoffnung,“ so bezeugt er selbst in den ergreifenden Blättern seines Tagebuches, mit dem des Enkels Vertrauen uns allen ein so köstliches Kleinod geschenkt hat. Der Ahnherr hatte wohl Anlaß so zu schreiben, blickte er doch aus bewegter Gegenwart in eine noch dunkle Zukunft hinaus. Wir aber, die wir zurückschauen in die durch seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit beherrschte Vergangenheit, wir werden die Liebe, die dritte Schwester des Bundes, nicht vergessen. Und weil sie die größte und mächtigste von allen ist, so wird sie sein Bild und seinen Namen hinübertragen in die Zukunft — ihn selbst mit allen seinen Werken, seinen Siegen und Ehren, dem wunderbaren Glanze, den er seiner Zeit verliehen hat und dem Schlichten und Stillen der eigenen, von Gott doch so hoch begnadeten Persönlichkeit. Er ist tot, aber uns nicht verloren; sein Sterbebett, von dem wir heute noch einmal gekommen sind, ist zum Altar geworden der Fürstenehre und der Völkertreue — soweit

es von einem Menschen und von Menschlichem gesagt werden kann, bis ans Ende der Zeiten.

Und so erhebe dich denn, Deutschland, und grüße deinen verklärten Herrn! Senkt euch, ihr Fahnen, ihr alten ruhmbedeckten Zeichen, und laßt durch eure Falten ein Triumphlied rauschen für Ihn, der euch auf hundert Pfaden, durch Höhen und Thäler, durch die Glut des Tages und das Grauen der Nacht, aber immer zum Siege geführt hat! Euch zu schützen sei die Pflicht unsrer Söhne. Aber wir alle schwören es, daß wir eher Gut und Leben opfern wollen, als dulden, daß ein Flecken an euch hafte!

Neigt euch, ihr deutschen Herzen, neigt euch vor dem Unsterblichen! Wie viel seid ihr ihm schuldig geworden in den vergangenen Tagen! Daß ihr ein Vaterland euer eigen nennt und daß ihr sicher wohnt in diesem Lande; daß aus den blutigen Schatten des Kriegs der goldene Friedensmorgen heraufstieg und uns bis heute erhalten blieb, trotz alles Drohens und Tobens der Feinde. Und weil er mit reiner Hand die strahlende Frucht der Einheit und Größe für euch gebrochen hat, so reinigt euch immer aufs neue von Unlauterkeit und Selbstsucht; richtet euch auf an seinem Bilde, damit ihr stark werdet, die köstlichsten Güter eures Volkes zu wahren!

Und neigt euch vor Gott, der nicht nur Wunder verrichtet hat durch seinen Arm und sein Herz, der auch an seinem herrlichen Bilde uns zeigt, wie vieles dem Aufrichtigen gelingt und wie aus treuer Pflichterfüllung alles Höchste hervorgeht: Friede nach außen wie nach innen, Friede in der Zeit und Friede in Ewigkeit!

3. Alte Krieger.

Bei der 25 jährigen Geburtstagsfeier des Reichs.

Willkommen, die heut' im festlichen Saal
Sich froh zusammengefunden,
Ihr Männer der That, ihr Herzen von Stahl,

Im Schmuck der Ehren und Wunden!
Des waffenmächtigen Heers ein Teil,
Das, von tobenden Hassern entfriedet,
In der Schlachten Blut zu des Vaterlands Heil
Die stolzeste Krone geschmiedet!

Am Meerstrand ward in des Winters Eis
Die herrliche Fahrt begonnen,
Und in maienden Tagen des Lorbeers Reis,
Das erste wieder, gewonnen.
In den waldigen Schluchten des Böhmerlands,
Da winkte von tausend Ästen
Des Tapfern Wonne, der Siegeskranz,
Als Lohn den reisigen Gästen.

Und Siehzig dann — o du flammendes Jahr!
Wie schmetterten hell die Klängen,
Wie küftete Preußens gekrönter Aar
Die welterschütternden Schwingen!
Von Felde zu Feld, wo man stand und stritt,
Hat den stürmischen Flug er genommen,
Und mit eisernem Tritt so zogen wir mit
Bis ans Ziel — Kameraden, willkommen!

Doch blickt ihr trüb' in der Kerzen Schein —:
O wohl, wir wissen es alle,
Was uns fehlt in den Reihen und vor den Reih'n,
In der bannerdurchwogten Halle!
Wie viele, für immer dahingerafft,
Erlagen auf Höhen und Heiden,
Wie viele daheim, noch in Fülle der Kraft —
Und im Purpurglanze die Weiden!

Der den Schwur der Treue von uns empfing,
Zugleich mit dem fürstlichen Erben!
Doch ob die Sonne zur Küste ging,
Es kann die Sonne nicht sterben!
Und ruhen die Helden für alle Zeit

In des Todes ehernen Banden,
Ist doch in der Jugend Herrlichkeit
Ein Führer uns wieder erstanden.

Es ist der Kaiser! Sein Herrscherbild
Strahlt weithin über die Erde,
Und die Völker scheuen Alldeutschlands Schild,
Den er schwingt mit stolzer Geberde.
Und steigt er empor im Donner der Flut
Auf die hohe Kommandobrücke,
Dann weichen der Meid und die zischende Wut
In ihre Höhlen zurücke!

Es ist der Kaiser! Wir stehen zu ihm
Auch wider der Hölle Gewalten,
Wie die blitzenden Waffen einst Cherubim
Vor den Vater, den Ahnen gehalten.
Und wir dienen ihm nicht mit schmeichelndem Wort;
Als männlicher Ehren Erweiser
Wie den Sturmwind brausend senden wir's fort:
Hurrah hoch! es lebe der Kaiser!

4. Landesvater.

Das Glas zur Hand und schließt die frohe Runde,
Denn wie sich Wille sonst und Meinung schied,
Ertönen soll es wie von einem Munde,
Dem Landesherrn das erste, stolze Lied!

Ja, hebt es an aufs neue,
Das Lied der Preußentreue,
Das unsrer Kindheit Träume schon beschwingt
Und mit dem Hauch des Lebens erst verflingt!

Es ist kein Stammeln feiger Sklavensitte,
Der fromme Dank ist's, das verdiente Recht:

Denn immer zog einher mit festem Schritte
Vor seinem Volk dies herrliche Geschlecht.
 Voran durch Not und Plage,
 Voran durch lichte Tage!
Beim Friedenswerk und unterm Schlachtpanier
War Zollern unser, Zollerns Eigen wir!

 Nun Dein, o Kaiser! Seit Du Deutschlands Krone
Von teuren Särgen nahmst in Flor gehüllt,
Hat täglich sich dem Enkel und dem Sohne
Der Väter Segen herrlicher erfüllt.

 Auf Reich und Herrscher schauen
 Die Augen noch, die blauen,
Einst unser Hort in sturmbewegter Zeit,
Nun Sonnen, leuchtend aus der Ewigkeit!

 Für immer Dein! — Die Glocke will sich regen,
Die einer Welt die Schicksalsstunde schlägt;
Gewappnet kommt die Zukunft uns entgegen
Und blutig gleißt der Schleier, den sie trägt.

 Der Erde feste Schollen
 Durchbebt ein dumpfes Grollen;
Doch ob in Trümmer alles rings zerbricht,
Wir halten fest an Dir und wanken nicht!

 Wir zählen nicht den Feind, der frevlen Mutes
In blindem Wahn sich wider Dich empört;
Wir zählen nicht die Tropfen unsres Blutes,
Gewiß, daß jeder Tropfen Dir gehört.

 Wir werden ohne Zagen,
 Was Gott verhängt, ertragen,
Und zeigen wird sich, wenn das Ärgste droht,
Auch unsre Liebe stärker als der Tod!

5. Stätten der Arbeit.

1.

Erntelied.

Abendsfriebe waltet
Durch das weite Land
Und der Schnitter faltet
Müde seine Hand.
In des Lenzes Tagen
Streut' er aus den Keim,
Und nun führt der Wagen
Seine Garben heim.

Ja, sie kehrt aufs neue,
Goldner Ernte Frist,
Wo für Menschentreue
Gott Vergelter ist.
Von der Felder Segen
Blicken wir auf Ihn,
Der uns Licht und Regen
Gnädig hat verliehn.

Und ob unter Sorgen
Jahr um Jahr vergeht,
Mancher graue Morgen
Auf den Fluren steht:
Nicht in irrem Zuge
Suchen wir das Glück,
Ziehn vom heil'gen Pfluge
Nicht die Hand zurück!

Laßt uns frischem Schaffen
Dem die Kräfte weih'n,
Glänzt um unsre Waffen
Doch der Zukunft Schein!
Daß wir stehn und sterben

Für der Scholle Recht
Als der Väter Erben,
Als ein deutsch Geschlecht!

Und wenn spät und frühe
Schweiß der Arbeit rann,
Doch uns alle Mühe
Frieden nicht gewann:
Nach des Lebens Lasten,
Nach der Erde Streit,
Ladet uns zum Raften
Sel'ge Erntezeit!

2.

Deutsches Handwerk — Deutsche Kunst.

Bei einer Jubelfeier des Buchgewerbes.

Wo deutscher Ernst ein würdig Ziel sich setzt
Und deutsche Thatkraft still und treu beharrt,
Von keinem Sturm erschüttert, da gelingt
Mit Ehren wohl das unternomm'ne Werk,
Denn Segen Gottes ruht auf solchem Thun.

Auch dieses Haus, das jetzt so stolz und fest
Mit hochgewölbten Hallen uns umschließt,
Hat treues Wirken, tiefen Ernst geschaut,
Doch auch den Segen, der daraus entsproß
Und mächtig wuchs ein halb Jahrhundert lang.

Er ruht nun draußen, der mit festem Sinn
Voll Redlichkeit den rechten Grund gelegt,
Und ihm die Pfeiler für ein kühn Gebälk,
Der Zukunft Bürgen, schon entsteigen sah.

Er ruht in Frieden, sein Gedächtnis lebt
In unsren Herzen, aber heute stehn

Wir selbst bewegt an seines Hügels Rund
Und weihen ihm den ersten vollen Kranz,
Den goldnen Kranz, den diese Stunde flocht.

Nun hat der Sohn, auch er ein deutscher Mann,
In Treue fest, an Mut und Willen reich,
Den Bau gerichtet, stärker ihn gefügt,
Und unter seinem weitgespannten Dach
Hat beides Platz: das Handwerk und die Kunst.

Das Handwerk, einst der Stolz des Bürgertums,
Dann fast verachtet, bis die Gegenwart
Es wieder jetzt in Sonnenhelle rückt.

Wie wirkte damals wackerer Meister Fleiß
In Holz und Eisen, Gold und Edelstein
Begehrt Gebilde, tausendfach Gerät
Zum Schmuck des Lebens, wie zum Tagsgebrauch!

Geehrt vor vielen war der Waffenschmied:
An seinem Amboss stand er früh und spät,
Und freudig, schneidig, blank in Erz und Stahl
Gedieh sein Werk, des Mannes Schutz und Wehr.

Auch diese Stätte sah ein Werk entstehn
Geschätzt und mächtig, einer Zeit Symbol,
Doch keine Waffe für den blut'gen Streit,
Sie schuf der Geisteskämpfe Hort, das Buch.

Und wie das Schwert, der Partisane Wucht,
Den Schmuck des Ornamentes gern empfing,
Der Kraft gesellend holder Anmut Reiz:
So ging aus diesen Räumen Band um Band,
Nicht tauglich nur, auch zierlich anzusehn;
Durch eigne Schönheit halb verhüllend, halb
Die Stärke kündend der Gedankenwelt,
Die sich verbarg im farbenreichen Schrein.

Doch auch die Kunst, des deutschen Liedes Macht
Erschloß zu dieser Schwelle sich den Weg.
Die Kunst, die selten mit des Goldes Schein,
Mit Erdenglanz dem Wirt zu lohnen weiß,
Doch, wie sie selbst dem Lichte zugehört,
Berklärt und adelt fein gesamtes Thun.

Und sie vor allem bringt durch meinen Mund
Den Dank ihm heut mit frommem Segensspruch:

„Es blühe ferner dieses Haus, es sei
Ein Schirm des Friedens zwischen Hand und Herz,
Der Kraft, die wirkt, dem Geiste, der regiert!
Es bleibe, wie bisher, ein gastlich Heim
Nicht für die Meister nur, der Deutschen Stolz,
Auch für die Jüngern, die der Dichtung Hort
Verwalten, überliefern, mehrten, wenn
Es Gott gefällt, zu unsres Volks Gewinn!
Und so Glückauf für neue fünfzig Jahr!“

6. In Sturm und Wogen.

1.

Kanonenboot Iltis.

23. Juli 1896.

Wer Helden begehrt zu kennen
Und Treue bis in den Tod,
Dem soll man fürder nennen
Die Männer vom Iltisboot.
Sie sind nicht Kugeln und Speeren
Erlegen in blut'ger Schlacht,
Doch schmückt die Krone der Ehren
Sie in unvergänglicher Pracht!

An Asiens ödem Gestade
Hinfuhr das tapfre Schiff,
Da warf es vom Wogenpfade
Der Sturm zerschmetternd ans Riff.
Ringsum war, vor und zurücker,
Nur wirbelnder Gischt zu schau'n, —
Doch auf der Kommandobrücke
Stand Kapitanleutnant Braun.

Und er rief es mit festem Munde,
Von der Brandung Heulen umtobt:
„Gekommen ist unsre Stunde,
So haltet nun, was ihr gelobt!“
Und über der Flut, die heißer
Nach ihrer Beute schrie,
Ein Hoch dem deutschen Kaiser
Mit Macht anstimmten sie.

Nur Gott und die kalten Wellen
Bernahmen das stolze Wort,
Doch die Lüfte, des Meers Gefellen,
Ergriffen und trugen es fort.
Das Heim der verlorenen Schwimmer
Wird es grüßen vom Shantungstrand,
Die Thräne wecken und nimmer
Verhallen im Vaterland!

Und als in donnerndem Schauer
Die See das Wrack zerbrach,
Da sah die Menge voll Trauer
Dem herrlichen Führer nach;
Sang dann das Lied vom Sterben
Für die Flagge schwarz-weiß-rot —
So gingen sie ins Verderben,
Die Männer vom Iltisboot!

2.

Friesenart.

Die See geht schwer, die See geht hohl — mit fahlen
Händen greifen
Zur hochgetürmten Flut hinab die jagenden Wolkenstreifen;
Und brauend, als ob rings Meer und Land und Himmel in
eins zerflösse,
So stürmt's heran zum roten Kliff, landüber nach Morsum Nüsse.

Und die Menge stand in der Düne Sand, die Schiffer
und Schifferfrauen.
Soweit die Lohe der Fackeln sprüht, der Wasserwüste Grauen!
Soweit, geduckt in des Ufers Gras, die schrillende Mäwe
jammert,
Der blanke Hans*), der schaumgekrönt die rauchende Wand
umklammert!

Und draußen liegt's und die Windsbraut wiegt's — ein
Schatten sieht man es schwanke,
Und hört das Stampfen des Kiels im Grund, das dumpfe Geächz
der Planen —
Den Schrei nicht mehr, der graufigen Schalls herübergellte
vom Riffe,
Da niederfegte der Woge Schwall das verlorene Volk vom
Schiffe!

Wohl stießen die Mägen sie kühn vom Strand, des Uthlands
wackre Gefellen,
Und warfen entgegen die breite Brust, den Arm den zornigen
Wellen;
Doch umsonst! — zurück, eh Ruder und Kahn die tobende Flut
zersplittert!
Nun lehnen sie stumpf an der Boothauswand, die über dem
Felsgrund zittert.

*) „Der blanke Hans“ — friesische Bezeichnung des Meeres.

Und es dämmert — da bricht ein wilder Laut des Ent-
setzens von jeder Lippe,
Da zeigt's mit bebender Hand hinaus von der wettergepeitschten
Klippe:
„Dort, dort in den Wanten! — lebendig schwebt noch einer
über der Tiefe,
Der Letzte der traurigen Fahrt! — und horch! — ist's nicht, als
ob er uns rief?“

Und wie die rötliche Flamme zuckt des ersten Morgenglastes,
Da zeichnet schärfer sich die Gestalt im Trümmergewirr des
Mastes.
Und wie das Wrack sich senkt und hebt, als wär's in Abschieds-
grüßen,
So schwingt mit ihm sie ab und auf, den brüllenden Tod zu Füßen.

Und wieder drängen, ob sterbensmatt, die Männer sich an
die Rachen.
Doch wilder, weiter öffnet die See den weißbeschäumten Rachen;
Im Frühlicht reckt sie sich endlos hin, die glitzernde Riesen-
schlange.
Nur Einer, hoch und blond und jung, ergreift die Ruderstange.

Die Kette rasselt in seiner Hand — da liegt's zu seinen Knien,
Da hat's zu ihm, ein greises Weib, verzweifelt aufgeschrien!
„Was thust du, Jens?“ — „Ich muß hinaus!“ — „In die Hölle?
daß Gott erbarme!
Mich lassen willst du allein und alt, und weißt von meinem
Harme?“

„Mit deinem Vater dein Bruder Dirk fuhr aus in sonniger
Stunde,
Da ging in des Wetters jähem Stoß das belastete Boot zu
Grunde;
Drei Nächte lag ich in Jammers Not, an drei nicht endenden Tagen,
Dann hat die Flut mit zerschlag'nem Haupt sie tot an den Strand
getragen.“

„Und Uwe, du weißt's, im Erdenrund das Liebste war er
uns beiden;
Wir zogen ihn groß in Sorg' und Müh', und sahen ihn trotzig
scheiden:
Nicht bleiben mocht' er im Fischerhaus — er ist in die Welt
geschwommen,
Das Glück zu suchen für sich und uns, und ist nicht wieder
gekommen!

„So bleib und raube der Mutter nicht den letzten ihrer
Knaben!“
„O Frau, der draußen im Tafel hängt, wird auch eine
Mutter haben!
Sie betet für ihn, wie du für mich, sie hofft seit manchem Jahre
Vielleicht auf seine Wiederkehr! — Behüte dich Gott, ich fahre!“

Da schlägt sie stöhnend am Boden hin; doch den Rachen
erfaßt die Welle
Und reißt ihn nieder mit Blüthgewalt, entgegen der Brandungs-
schwelle.
Andonnert der Stoß und ein Fußbreit bloß zur Rechten oder
zur Linken
Abirrend vom Lote, kentert das Boot, und der Steuernde muß
versinken!

Doch sieh, es gelingt! Der Starke bezwingt mit siegender
Kraft die Wogen,
Und, sicher gelenkt, durchreitet der Rahn des Flutbergs riesigen
Bogen,
Den zweiten — dritten — von Ramm zu Ramm hinfliegt er über
die Schlünde;
Nun schwebt er frei in tanzender See, kielabwärts fallende Gründe.

Doch drüben am Ufer Männer und Frau'n, sie stehn,
erschütterte Späher,
Sie sehn ihn schwer an die Brigg heran sich kämpfen, näher
und näher.

Entgegen wirbelt ihm Spier' und Kaa, der Tod in allen
Gestalten,
Doch fest voraus aufs schwankende Ziel hat die kühne Fahrt
er gehalten.

Noch hundert Schritte! — da raft das Meer, am Kielraum
wühlend und rüttelnd;
Da steigt es schwarz und gespenstisch auf, sich wild wie im
Fieber schüttelnd,
Das berstende Heck, und die Flut bricht ein zu den weit
geöffneten Thoren!
Zu spät ist's und am fallenden Stumpf der Unselige dort
verloren!

Hinschießt der Mast! — doch den Sinkenden faßt mit ge-
waltigem Arm der Retter;
Er hebt ihn über des Rachsens Rand in des Sturms und der
Woge Geschmetter.
Was keiner gewagt, was keiner geglaubt, der Brave hat es
vollendet,
Und wirft sich schnell in die Riemen nun, zur Küste zurück-
gewendet!

„Steh, Maiken, auf! — er kehrt dir heim aus der wütenden
Wasser Toben!“
Sie springt empor — sie starrt hinaus, beschwörend die Hand
erhoben.
Schon sind sie nahe — da hallt ein Schrei — bei Gott, das
war ihr Bube!
Was ruft er laut wie mit Glockenton herüber? — „Mutter,
's ist Uwe!“

7. Bismarcks Totenfeier.

1.

Rede

(gehalten am 24. August 1898).

Hochgeehrte Gäste! Teure Amtsgenossen und Schüler! Wir Alten und Älteren haben viel erlebt. Wunderbare Thaten und Ereignisse, denen die Geschichte kaum etwas Gleiches an die Seite zu setzen hat. Das Erwachen gewaltiger Kräfte, die ein neues Europa, fast eine neue Erde, uns vor allen ein neues Vaterland schufen. Tage des Triumphes, an denen wir im Bewußtsein Deutsche zu heißen das Haupt voll Stolz erheben und tragen durften; Tage der Trauer, an denen wir um dieses selben Namens willen es um so tiefer beugten, unsre Thränen zu verbergen. Das waren die Tage, an denen wir der Vergänglichkeit zurückgaben, was an den Helden unsres Volkes irdisch und vergänglich gewesen war. Und in langer Reihe sahen wir sie scheiden: unsre Führer in Krieg und Frieden, Kronenträger und Schwertgewaltige; auch den großen Kaiser und seinen ersten Feldherrn, den Denker der Schlachten. Nur Einer stand noch aufrecht in scheinbar unverfälglicher Lebensfülle, gleich einer Ceder des Libanon. Und wir dankten Gott, daß der Schöpfer des Reiches noch unter uns weilen durfte, bereit und fähig über seinem Werke zu wachen.

Und nun ist auch er dahin. Mit ihm stirbt seine Zeit das Jahrhundert, dem er den Namen verliehen hat. Die Weltgeschichte schließt einen Band ihrer Annalen und schlägt einen neuen auf, noch ungewiß, was sie in die leeren Blätter eintragen wird von Deutschland und seinem Volke: Glück oder Not, Ehren oder Schande. Für die Nation aber, die jetzt trauernd am Sarge ihres größten Sohnes steht, giebt es eben um dieser sorgenvollen Ungewißheit willen keine wichtigere Frage als die: ob diese Sonne denn nun für immer erloschen ist; ob Deutschland seinen Bismarck, seinen starken Hort und Erretter in vergangenen Tagen, denn ganz verloren hat?

Er selbst ist freilich solchen Fragen entrückt. Die Unsterblichkeit ist ihm gesichert, so viel oder so wenig auch dieses letzte Ziel hochgehenden menschlichen Strebens gelten mag. Denn wollten wir die Totenstätten Agyptens befragen, aus denen jetzt im königlichen oder priesterlichen Schmuck die in frühester Vorzeit Begrabenen emporsteigen, einst Wohltäter ihres Volkes und Herren der Erde: sie würden uns sagen, daß solche irdische Unsterblichkeit nicht fünf Jahrtausende überdauert.

Aber Bismarcks Name steht auf jeder Seite in den Büchern der jüngsten Vergangenheit, und als der glänzendste von allen. Eine Kultur, die das gesamte Menschengeschlecht in ihre Kreise zieht, hat ihn längst bis zu den Enden der Erde getragen: der Islandfischer kennt ihn wie der Sohn der Wüste; in den Einöden Arabiens wie auf der einsamsten Insel der Südsee, wo man nichts anderes von seinem Volke weiß, nennt man dieses selbst nach dem Namen des großen deutschen Kanzlers. Ja, Werkthätigkeit und Wissenschaft haben ihn dem festen Bau der Erde, selbst ihrem wandelbaren und doch ewig sich erneuenden Kleide aufgeprägt. Zwei blühende Städte Nordamerikas heißen nach ihm und im Hochland unsrer Togolonie liegt ein Bismarckburg. Weitgestreckte Inseln Australiens bilden den Bismarckarchipel, dem gegenüber auf dem Festland von Neu-Guinea das mächtige Bismarckgebirge seine Kuppen bis zur Höhe des Montblanc in die Lüfte reckt. Aus den Riesenwäldern Madagaskars aber erhebt die herrlichste der Palmen, *Bismarckia nobilis*, weit über das Meer der Wipfel hinaus ihr königliches Haupt.

Doch das alles ist zuletzt nur ein karger Lohn für ein mühevolleres und fruchtbares Leben. Höher gilt die Unsterblichkeit, die unsren großen Toten mit seinen Stammesgenossen verbindet. Sie ist die tröstlichere für uns, die einzige zugleich, die Wert für ihn selber haben würde. Und da dürfen wir es aussprechen in diesen Tagen des Schmerzes, daß sein Name bestehen wird, so lange es Deutsche giebt. Erst wenn unser Volk selbst aus der Reihe der Nationen verschwindet, wenn seine Sprache verstummt ist und keine Erinnerung mehr von seinen Schicksalen redet, kann auch sein Bismarck sterben.

Das macht, er ist selbst das deutsche Volk. Nach geheimnisvollem Gesetz treten die besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten einer Familie im Wechsel der Generationen bald stärker, bald schwächer hervor, bis zuletzt ihre Eigenart in einem einzelnen den bestimmtesten Ausdruck findet.

Auch in der Geschichte der Nationen begegnen wir diesem Unterschied, und wenn es zeitweise den Anschein hat, als ebbe der Flutstrom ihres Lebens, so steigt er in anderen Perioden um so mächtiger und reiner empor; am mächtigsten in solchen Persönlichkeiten, die an den Wendepunkten ihrer Geschichte zur Führung berufen sind. Deutsche Art und deutsches Wesen aber haben niemals einen vollkommeneren Ausdruck gefunden als in Otto von Bismarck.

Die Eigenschaft, die an unsren Vätern von den ältesten Zeiten her gerühmt wird, ist urwüchsige Kraft und die Freude an ihrer Bethätigung. Bismarcks gesamte Laufbahn von frühen Jugendtagen an ist ein fortlaufendes Zeugnis für diese germanische, bei ihm zum Titanenhaften gesteigerte Kampfesmacht und Kampfeslust. Schon in seiner körperlichen Erscheinung prägt sie sich aus: in dem Bilde des frischen Knaben, dem der Übermut aus den Augen sprüht; in der hohen Jünglingsgestalt, deren Sehnen wie aus Stahl geschmiedet erscheinen, in dem stattlichen Manne, der immer mehr zu dem an Haupt und Schultern über die Menge emporragenden Recken sich auswächst; der, im Koller und Waffenschmuck seiner Kürassiere einhersehrend, auch ohne Worte der Welt zu gebieten scheint; dessen hellstrahlendes Auge die Tiefen der Menschenseele durchdringt, dessen Bornesblick kein Sterblicher zu ertragen vermag. Und in welch harmonischem Einklang mit dieser äußeren Persönlichkeit stehen die Thaten, von den 28 siegreichen Mensuren des Göttinger Studenten an bis zu den ungezählten Siegen des Mannes über die Gegner im Lande, wie über den Landesfeind! „Achill der Unverwundbare“ hieß er in den freudigen Jugendtagen, aber er würde diesen Namen für seine ganze Laufbahn verdienen, wenn es nicht schönere, aus der Tiefe des Volksgemüths geschöpfte, für ihn gäbe. Freilich war er auch

einmal „der tolle Bismarck“: damals, als er, mit 23 Jahren zur Verwaltung zerrütteter Familiengüter berufen, sich kopfüber in die Landwirtschaft stürzte, um Verlorenscheinendes zu retten; als er, an diesem Ziele stehend, die nicht mehr durch zwingende Arbeit in Anspruch genommene Jugendkraft in wilden Ritten durch Felder und Wälder verstürmte, oder mit den Freunden auf seinem Kniephof, in Zusammenkünften, bei denen gelegentlich auch die Schüsse geladener Pistolen durch die Zimmer hallten. Aber dieser „tolle“ Bismarck war doch derselbe, der, von unerfättlichem Wissenstrieb erfüllt, wiederum Nächte hindurch über den Schriften der Philosophen und Geschichtschreiber saß und durch seine Gespräche über die höchsten politischen und sittlichen Fragen die oberflächlicheren Genossen — wie einer von ihnen ehrlich bekannt hat — „langweilte“. Es war derselbe Bismarck, der ohne Bedenken das Leben an die Rettung seines im Lippehner See ertrinkenden Reitknechts setzte, und als ihm für die heldenhafte That die bekannte schlichte Ordensdekoration, seine erste und für lange Zeit einzige, geworden war, die spöttische Frage eines besternten Diplomaten nach dem Ursprung dieses seltsamen Ehrenzeichens mit der vernichtenden Antwort niederschlug: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten!“

Und derselbe Bismarck ist es, der kurz darauf den Kampf gegen eine in wilder Gährung begriffene Welt aufnimmt. Daß sie alle gegen ihn sind, im vereinigten Landtag von 1847: die gewiegtesten Politiker, die gefeiertsten Redner, ist ihm gerade recht. Die Klinge seines Wortes blitzt und trifft; seine Seele kennt keine Furcht. Sie weiß auch nichts von ihr, als er mitten in der aufgeregten Menge den Frechen züchtigt, der ein Mitglied seines geliebten Königshauses zu beschimpfen wagt: die Masse bedroht ihn wohl, aber sie weicht zurück vor dem festen Blick und der unerschrockenen That des Mannes. Tapfer und furchtlos legt er dann seinen Weg durch die öffentlichen Ämter zurück, die ihm anvertraut werden: von Schönhausen nach Frankfurt, von da nach Petersburg und Paris. Alle aber, Östreicher, Russen, Franzosen, wehren sich umsonst gegen den übermächtigen

Eindruck seiner Persönlichkeit. Und als er dann in einer Zeit, die für Preußen verhängnisvoll zu werden drohte, als Berater vor den Thron geladen ward, da fand er auch dem Herrscher gegenüber den Mannesmut und das Manneswort. Müde des Streites mit seinem Volke, der nun seit Jahr und Tag in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses sich widerspiegelte, und anderseits doch stark im Gewissen, das ihm die Gerechtigkeit seiner Sache bezeugte, stand König Wilhelm vor dem Entschluß, der Krone zu entlagen. Da „faßte ihn“ Bismarck, wie als sein eigenes Wort berichtet wird, „am preußischen Portepée“, indem er ihn in aller Ehrerbietung darauf hinwies, daß es seine Herrscherpflicht sei zu stehen, wohin Gott ihn gestellt habe, wie es ihm, dem preußischen Beamten, gezieme, bei seinem König und Herrn zu stehen, und wenn es sein müsse, für ihn zu sterben. Und König Wilhelm blieb, seinen Gesandten in Paris aber berief er zum Ministerpräsidenten.

Und nun begann der große Waffengang seines Lebens, in dem Kampf auf Kampf, aber auch Sieg auf Sieg folgte. Zuerst der schlimmste Strauß, der ihm überhaupt beschieden war, und den er fast allein, der Gegenstand unbedingter Abneigung und wachsenden Hasses, zu führen hatte. „Bismarck, das ist der Staatsstreich!“ hatte man im demokratischen Lager bei seiner Ankunft in Berlin gerufen, und damit das Zeichen zum Angriff auf der ganzen Linie gegeben. Er aber barg den Olivenzweig, den er als Symbol seiner wahren Herzensmeinung aus dem Thale von Avignon mitgebracht hatte, wieder im Busen, da die Zeit für ihn noch nicht gekommen war. Wollten sie den Kampf, so sollten sie ihn haben! Daß es für ihn ein Kampf war auf Leben und Sterben, das wußte er, aber er sagte in jenen Tagen auch: „Ich kann mir schlimmere Todesarten denken als die Hinrichtung!“

Und wie er in fester Mannestreue hingetreten war, um mit der breiten Brust und der mächtigen Klinge den Thron der Hohenzollern und das Recht ihrer Krone zu decken, so hielt er auch stand bis zu Ende. Alles Geschick, alle Leidenschaft, aller thörichte gegen ihn persönlich gerichtete Zorn der Gegner

konnten ihn weder zum Nachgeben noch zum Schweigen bringen. Vielmehr münzte er gerade in dieser Zeit ein gutes Teil jener ehernen Worte, deren jedes in seiner unerbittlichen Wahrheit an sich schon einen Sieg bedeutet, und die der Schatz der deutschen Sprache als Kleinodien bewahren wird. Eine andre germanische Geisteswaffe, die er sonst ebenfalls mit siegreicher Meisterschaft zu führen wußte, der Humor, blitzte freilich nur noch selten in seiner Hand. Dazu war ihm das Herz zu schwer, trotz aller Zuversicht.

Aber endlich kam die Wendung. Gestern noch der bestgehaßte Mann in deutschen Landen, sah er durch die ersten Siegesnachrichten aus Böhmen sich zum gefeiertsten und fast zum geliebtesten gemacht. Die ungeheure Spannung, die durch den Gegensatz der Bewunderung für so viel Mut und überlegene Geisteskraft und der vermeintlichen Pflicht des politischen Liberalismus erzeugt worden war, hatte sich gelöst und stürmisch jubelten selbst die Gegner ihm zu, denen er, wie dem Starken geziemt, goldne Brücken des Rückzugs gebaut hatte.

Und freier konnte er von nun an, wo die auch seine Heldenseele bedrückende Last des inneren Kampfes von ihm genommen war, seine Straße ziehen. Diese Straße war noch steil und schwer, aber sie führte ihn zu dem früh erwählten Ziel. Zertrümmerte Throne bezeichneten den Weg, aber auf der Höhe winkte die Kaiserkrone für seinen königlichen Herrn, zugleich der Reif der Einheit für sein geliebtes deutsches Volk. Und das Antlitz der Welt verwandelte sich und staunend sahen es fremde Nationen, ihre Fürsten und Weisen, — wollten widersprechen und vermochten es nicht. Kein Zweifel, das verachtete Preußen, für dessen Vertreter man noch 15 Jahre zuvor nur einen Stuhl im Vorzimmer der Tuilerieen gehabt hatte, war die erste Macht der Erde geworden und war es durch ihn, den Unerfrohenen und Unermüdlichen, der ihre feinen Berechnungen zur Seite geschoben hatte wie Spinnewebe. Fast mitleidig blickt man jetzt auf alle die Pygmäen, die den Weg des Riesen zu kreuzen versuchten, auf die Mensdorff, Beust, Benedetti, Thiers, selbst auf Gortschakoff, der sich gern gerühmt hatte,

Bismarcks Lehrer zu sein, und der es dem Preußen nie vergab, daß er so weit über ihn hinausgewachsen war. Mag das Zeugnis des Feindes dafür reden, des Grafen d'Hérifson, der als Begleiter des französischen Ministers Jules Favre über die mit dem deutschen Reichskanzler geführte Friedensunterhandlung folgendermaßen berichtet: „Ich wurde sofort überwältigt von dem Gegensatz, den die beiden Sprechenden bildeten. Graf Bismarck trug die Oberstenuniform der weißen Kürassiere: weißen Koller, weiße Mütze mit gelbem Streifen. Er hatte das Aussehen eines Kolosses. Eingezwängt in seine Uniform, mit gewölbter Brust und breiten Schultern, strotzend von Gesundheit und Kraft, erdrückte er mit seiner Nähe den gebeugten, mageren, langen, trostlosen Advokaten in seinem Überrock, der an allen Enden Falten warf und auf dessen Kragen die weißen Haare niederrollten. Ach, man brauchte nur einen Blick auf die beiden Unterhändler zu werfen, um den Sieger und den Besiegten, den Mächtigen und den Schwachen zu erkennen.“

Aber auch ein Bismarck wird alt und seine körperliche Kraft verfällt. Früher noch zerfiel die äußere Macht, die ihm über jedes gewohnte Maß hinaus verliehen worden war, und die er fast dreißig Jahre lang nie anders als zum Heil des Vaterlandes und zur Ehre seines Herrscherhauses verwaltet hatte. Jedes sichtbaren Einflusses auf Deutschlands Geschichte entkleidet, lebte er, ein einsamer Greis, in der freiwillig gewählten Verbannung. Aber in seiner Seele glühte ungemindert bis zur letzten Lebensstunde das alte Feuer und konnte, wenn es die höchsten Güter unsres Volkes galt, auflodern in Kampfeslust, auch wohl in Kampfesorn. Wir aber lauschten seinem mächtigen Worte mit schuldiger Ehrfurcht, oft genug aufs tiefste erschüttert durch die Offenbarungen der Weisheit, des gewaltigsten, aber auch reinsten Willens, der jemals im Dienste des öffentlichen Wohls gestanden hat. Und nicht wir allein. Zu unauflöslich hatte sich den Zeitgenossen das Bild des jeden Widerstand besiegenden Rieken eingepägt, als daß sie, Deutschlands Feinde zumal, von diesem Eindruck sich hätten befreien können. Noch lebte er ja, noch konnte er wiederkehren.

Und wo er war, da war der Sieg. Und so hat er gestanden an der Schwelle des deutschen Hauses, noch als Schatten der Vergangenheit der gefürchtete Wächter seiner Ehre und seines Friedens, sein bester Schirm gegen alle heimtückischen Pläne, treu und unerschütterlich bis zuletzt.

Aber Bismarck der Starke, der unermüdlche und siegesfreundige Streiter, vertritt doch nur die eine Seite germanischen Wesens, als dessen die Maße unsrer abgeschwächten Epoche weit überschreitende Verkörperung er erscheint. Ein Zweites muß hinzukommen, um den Begriff zu vollenden: das Gemüt. Und in der That ist diese Herrennatur, die gebietend und, wenn ein höheres Recht es verlangte, auch zermalmend über die Erde schritt, zugleich eine Kindesnatur von wahrhaft rührender Unmittelbarkeit und Lauterkeit. Ihn lockte nicht der Glanz der Höfe, auch nicht der Zauber der Ehren und Würden. Das Vollgefühl einer Macht, die auf Erden nur einen Willen über sich erkannte, mag er wohl empfunden haben, niemals aber den Rausch befriedigter Eitelkeit. „Ein fortgesetztes Regime von Trüffeln und Großkreuzen hat nichts Bestechendes für mich“ schreibt er schon aus der alten Bundeshauptstadt einmal an seine Frau. Was ihn festhält in der Hauptstadt und auf seinem Posten, ist einzig die Pflicht gegen seinen alten geliebten Herrn und gegen sein Volk. Und in diesem Pflichtgefühl ist er bereit, seine Kraft bis zur letzten Reige aufzuopfern, — „wie ein braves Pferd in den Selen zu sterben.“ Dann erklärt er wohl sich selbst und seinen Untergebenen, daß „im Dienste Seiner Majestät der Tag auch einmal 25 Stunden haben müsse“. Aber früher, ehe die größten Aufgaben seines Lebens an ihn herantraten, äußert er doch wiederholt, daß er wünschte, irgend eine Intrigue setze ein andres Ministerium durch, und daß er einen Wohlthäter in jedem erblicke, der ihn zu stürzen suche. Was ihn anzieht mit unwiderstehlicher Gewalt, ist vielmehr die Freiheit und Stille des Landes, das Leben mit den Seinen, ohne Pomp und Hoffahrt, aber auch in ungestörtem Frieden. So war es bei unsern Vätern, von denen jeder, auch bei sonst guter Nachbarschaft, sich gern von den übrigen sonderte, um als Eigensitzer auf

seinem Hof ausschließlich dem engen Kreise zu leben, der zu ihm, als dem Gatten, dem Vater, dem Herrn, mit Verehrung auffah. Da schied ihn nichts von Licht und Luft; da strömte der Erdgeruch aus den frischgebrochenen Schollen, der Hauch des Waldes und der Auen ihm wie Lebensodem entgegen. Aber der Germane fand noch mehr im Verkehr mit der Natur. Hier wohnten seine Götter, hier erklang ihm ihre Stimme, mahnend, warnend, Unheil und Segen verkündend, aus dem Rauschen der Bäume, aus dem Rieseln der Quellen, und weckte, noch mitten in der Nacht des Heidentums, in ihm Gedanken der Ewigkeit. Und wie spiegelt diese Stammes- und Sinnesart sich wieder in Bismarcks tiefstem Wesen! Der Geistesriese, der sich erfreut am Sonnenschein und an der blühenden Flur; der Lenker der Völkergeschicke, der doch viel lieber seine Acker bestellt und am Gedeihen der Feldfrucht sich genügen läßt; die Gottesgeißel für Deutschlands trotzige Feinde, und doch ganz Liebe und Glück daheim bei Gattin und Kindern — welche wunderbare Vereinigung! Und die Sehnsucht nach dem, was er aufgegeben hat, klingt aus allen seinen Briefen wieder, in wahrhaft ergreifender Weise aus denen, die Schönheiten irgend einer Gegend — ihm von jetzt an nur für kurze Stunden zum Genuß vergönnt — mit der Feder eines gottbegnadeten Dichters und mit der Anschauungskraft des Malers schildern. Vor allem ist es der Wald, nach dem ihn verlangt. Im Schatten seiner Eichen und Buchen zu wandeln und nichts um sich zu spüren, als das Weben der Schöpfung, ist ihm der liebste Traum; dort wird er das Herz sich wieder gesund baden vom Staub der Akten und dem Lärm der Städte. So war ihm auch sein Sachsenwald die werteste der Gaben, mit denen die Huld seines treuen Königs ihn überschüttete; ihn ward er nicht müde zu hegen und zu pflegen; ihn durchstreifte er, sobald ihm Muße beschieden war, immer wieder zu Pferde; ihn durchwandelte er fleißig in seinen letzten Jahren, und als auch dafür die Kraft zu versagen begann, ließ er sich noch täglich im Lehnstuhl hinausfahren unter die mächtigen Bäume, um ihrem Grün, ihrem erquickenden Duft, dem Gesang in ihren Zweigen näher

zu sein. In der Einsamkeit der Flur und des Haines aber hat er auch von je am deutlichsten die Stimme des Genius vernommen; dort hat er, allein mit seinem Gott, die Offenbarungen empfangen, die seine Arbeit leiteten: Gedanken von der Größe und Herrlichkeit des Reiches, das er schaffen wollte; Gedanken des Friedens und des Segens für sein Volk.

Und auch die Blumen waren seine Lieblinge. Wenn an seinem Geburtstag oder bei andrer festlicher Gelegenheit von allen Seiten die Gaben hereinströmten, die treue Verehrung und Anhänglichkeit ihm darbrachte, dann erfreute ihn nichts so sehr, als die prangenden Spenden des Frühlings, mit denen der Tisch sich bedeckte und die bald sein ganzes Zimmer mit allen Nebenräumen füllten. Und nachher stand er wohl sinnenden Blicks vor diesen duftigen Schätzen, und der ärmliche Strauß, das bescheidene Glöckchen war ihm nicht minder willkommen, als die üppige Pracht eines ganzen tropischen Frühlings. Wenn er heute sehen könnte, wie sein Deutschland ihn unter Blumen begraben will!

Aus diesem tiefen Gemüt aber erwuchs dem großen Kanzler noch eine besondere Kraft, die einen Teil seiner beispiellosen Erfolge erklärt. Napoleon der Erste, der im Ansturm gegen eine gleichfalls im Innern morsch und faul gewordene Welt wie er einst jeden Gegner niedergeworfen hatte, war doch nicht imstande gewesen, etwas Bleibendes zu schaffen, weil er die „Imponderabilien“, die tief in der Menschenseele schlummernden Lebenskräfte und Lebensbedingungen, verkannt und verachtet hatte. Freilich lassen diese sich nicht messen oder wägen, nicht umsetzen in Gold oder Eisen, aber Bismarck schuf sich aus ihnen: aus der Treue, der Begeisterung, der hingebenden opferwilligen Liebe der Nation, seine mächtigste Waffe. Er erkannte diese Kräfte leicht, waren sie doch zugleich seine eigenen.

Unbezwinglich und furchtbar wie nur jemals eine Elementar-gewalt, und doch mit einem Herzen voll weichen und innigsten Empfindens — so war Bismarck, der Held des Jahrhunderts. Wie auf wenige Menschen der Geschichte paßt auf ihn das Dichterwort:

So mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Und stolz fügen wir hinzu: ein deutscher Mann, deutsch in der Wurzel und mit jeder Faser seines Wesens! Und darum wird auch sein strahlendes Bild herwandeln vor seinem Volk durch die Jahrhunderte, jetzt ein Trost für uns Überlebende, künftig das höchste Vorbild für neue Geschlechter.

Aber ein großer Mann wirkt nicht allein durch seine Persönlichkeit. Diese kann, auch mit aller Treue bewahrt, doch allmählich verblassen; die Ideen, die er vertreten, geschaffen oder erneuert hat, gehen über in unser Wesen, verwachsen mit Fleisch und Blut des einzelnen, wie der Völker. Für Bismarck sind es drei und die gewaltigsten, die es geben kann: Religion, Vaterland und Monarchie.

Um den religiösen Gedanken zu fördern, muß man freilich vor allem selbst religiös sein. Seltsamerweise hat man lange Zeit dem Fürsten Bismarck christliche Gesinnung abgesprochen. Aber doch nur, weil man nichts sah, als den in fortwährendem Gefecht, unter Panzerklirren und Schwertgetöse einhersehreitenden Kriegsmann, als die übermächtige irdische Kraft, die allein auf sich selbst zu ruhen schien. Das keusche Empfinden seiner Seele blieb der Welt verborgen; nun aber liegt es offen vor aller Augen in herrlichen Briefen an Schwester und Gattin, auch in mancher bedeutsamen Äußerung aus späterer Zeit. Stets bekennt er sich inmitten seines machtvollen Schaffens zur Demut vor Gott, wie zum gläubigen Vertrauen auf ihn. „Trau auf Gott, mein Herz,“ schreibt er wiederholt an die geliebte Frau, die sich mit Recht um ihn ängstigt in den ihn umringenden Gefahren. Und weiterhin von seinem Könige: „Die Bedrohungen seines Lebens sind viel besorglicher als die gegen mich gerichteten, aber auch dies steht in Gottes Hand.“ Und ein andermal: „Gesund bin ich mit Gottes Hilfe, aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der

Zukunft unsres Landes nicht zu verzweifeln". — „Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott". — „Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebet vor Gott gestärkt habe". Dann die ergreifenden Worte, in denen er Einkehr bei sich selber hält und die mit der Bitte schließen: „Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem dereinst der Champagner 21 jähriger Jugend verbrauchte und schale Reigen zurückließ." Endlich die Stelle, in der er gleichsam die Summe seiner religiösen Erfahrungen zieht: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und langer Weile ertragen kann". Es ist gewiß, daß nur ein frommer Mann so sprechen und schreiben kann, und je heller der Glanz seiner äußeren Thaten leuchtet, um so mehr wird in den Augen der Mitwelt der Wert der Quelle wachsen, aus der er seine Kraft zu schöpfen bekennt. Aber Bismarck hat sich nicht mit Worten oder Empfindungen begnügt, sondern gemeinsam mit seinem kaiserlichen Herrn eine That vollbracht, die auch in den Augen der Ungläubigen und Widerstrebenden die Bedeutung des Christentums als der Religion der erbarmenden Liebe für immer befestigen muß. Die Versorgung der Schwachen und Kranken, der Invaliden der Arbeit, hat die gesellschaftliche Ordnung auf eine neue Grundlage gestellt, auf der allein das Heil künftiger Generationen sich entwickeln kann.

Und das Vaterland? Hatten wir Deutschen überhaupt eins, bevor er erschien? Denn ruhmvoll, wie die Fahnen des alten Preußens dastanden vor der Welt, unsren Herzen so teuer, daß wir mit bitterem Schmerz von ihnen Abschied nahmen, trotz aller Glorie der Gegenwart, es war doch auch uns die Sehnsucht unvermindert geblieben nach einer großen gemeinsamen Heimat, die alle Kinder unsres Stammes in einem Friedensbund umschließen sollte. Und wessen rühmen wir uns nun? Kaiser und Reich sind errungen und der einzelne sucht nicht

mehr nach dem Grenzpfahl, der seine Landesgenossen scheidet von den Nachbarn, die deutsch sind, wie sie. Wo die Heere des Nordens und Südens zusammenstehn in strenger Friedensarbeit unter dem Banner des gemeinsamen Oberherrn, da ist heute das Vaterland; es ist dort, wo die schwarzweißrote Flagge über die Meere dahinrauscht, der Welt Deutschlands Macht und Deutschlands Willen bekundend. Es ist dort, wo deutsche Thatkraft auch in fernsten Erdteilen der Kultur neuen Boden gewinnt; dort, wo der deutsche Kaufmann durch Fleiß und Redlichkeit sich die Achtung Fremder erwirbt, sicher des heimatischen Schutzes, wenn er seiner bedarf. Und soviel Mühe, Schweiß und Blut auch anderer bei der Arbeit war, hat er doch vor allen den Felsen gebaut, auf dem es steht. Und diesen Felsen wird keine schwächliche Allerweltsfreundschaft, keine die Grenzen des Volkstums leugnende Verbrüderung stürzen.

Endlich die monarchische Idee. Dank unsren großen Hohenzollern tief gewurzelt im preußischen Staatsbewußtsein, der gesamten Nation teuer geworden durch das herrliche Bild ihres ersten Kaisers, wird sie doch in der Gegenwart durch mancherlei Feinde bedroht. Das klägliche Schauspiel der zunehmenden Verrohung und Verrottung, das alle großen Republiken bieten, hindert die Gedankenlosen nicht, mit den alten Idolen von Menschenwürde und Gleichheit ein gefährliches Spiel zu treiben; die geschwornen Gegner jeder Autorität aber, deren wachsende materielle Macht niemand zu leugnen vermag, kündigen immer leidenschaftlicher an, daß die Stunde naht, wo die Throne stürzen und die Freiheit einzieht in die Burgen der Tyrannei. Und da hebt es denn mächtig, wie kein andres Zeugnis, unsren Glauben an die Unvergänglichkeit jenes Gedankens, wenn der größte und gewaltigste Mann des Jahrhunderts sich zu seinem Ritter bekemnt im Leben wie im Sterben; wenn er, der länger als ein Menschenalter in unerschütterlicher Vasallentreue zu seinem Herrn und den Rechten einer Krone gestanden hat, als einzige Inschrift seines Leichensteines die Bestätigung dieses Verhältnisses in Anspruch nimmt. „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten“ —: niemals

ward ein größeres Wort zu gleichem Zweck gefunden, und er, der es ersann, wird wohl gewußt haben, daß es beide in gleichem Maße ehrt, aber auch, daß er mit ihm eine Lösung hineinwarf in die Stürme kommender Tage, die zum Stern der Rettung werden kann, wenn andre Führer versagen.

Und so wird er weiter leben mit seinen besten und mächtigsten Gedanken im Leben seines Volkes, in Wahrheit ein Unsterblicher, auch wenn in fernsten Zeiten einmal die Erinnerung zurücktreten sollte an seine Persönlichkeit und an seine Thaten.

Für jetzt aber heißt es scheiden von dem, was sterblich an ihm war. Es ist eine schmerzvolle Trennung, doch für uns, die wir ihn liebten, weder eine bittere, noch eine hoffnungslose. „Ich danke dir, mein Kind!“ war das letzte vernehmliche Wort des Sterbenden. Es galt der Tochter, die ihm den Todesschweiß von der müden Stirne trocknete. Aber in dieser letzten Stunde, wo noch einmal, wie Schatten, alle großen Dinge des Erdenlebens an der Seele vorüberziehen, da wird er empfunden haben, daß nicht bloß Herz und Hand der Blutsverwandten ihm nahe war in unverbrüchlicher Liebe und Treue. Da wird er noch einmal die Scharen seines Volkes erblickt haben, die Jahr aus Jahr ein zu ihm hinaufzogen in seinen stillen Sachsenwald, sein verehrtes Antlitz zu schauen, seine Stimme zu hören, sich im Lichte seiner Augen zu sonnen. Und er wird gefühlt haben, wie eben jetzt Millionen deutscher Herzen vor ihrem Gott standen in heißem Gebet um das geliebte zur Rüste gehende Leben. Und ein letztes Lächeln wird über seine Lippen gegangen sein und ein letzter segnender Gruß durch seine Seele: „Ich danke dir, Deutschland! — Ich danke dir, mein Kind!“

Und dann werden sie ihn hinaustragen zur ewigen Ruhe. Denn noch steht seine Hülle über der Erde in den trauten Räumen des Hauses, wo der Mann den besten Teil seines Glückes, der Greis in dunkleren Tagen doch manche Stunde wahrhaft tröstlicher und erquickender Erhebung gefunden hat. Die Gruft aber hat er sich selbst und schon lange gewählt.

Wohl war Deutschland seinem Kaiser von Herzen dankbar für den Beschluß, „dem Meister der Staatskunst, dem furchtlosen Kämpfer in Krieg und Frieden, dem hingebendsten Sohn des Vaterlandes, dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs“, wie er zugleich in einem herrlichen Erlaß ihn nannte, die letzte Stätte an der Seite seiner fürstlichen Vorfahren zu bereiten. Gewiß, es gab keinen Ort in der Welt, der ihn mehr hätte ehren können, keinen, der seiner und seines Verdienstes würdiger gewesen wäre. Aber wir verstanden doch auch den Toten. Er wollte nicht ruhen in der bedrückenden Enge der Hauptstadt, die ihm so wenig Frieden und Freude geboten hatte. Er wollte endlich frei sein von jedem Zwange, frei von den Fesseln, in die er durch das Schicksal so lange geschmiedet worden war. Über sich den blauen leuchtenden Himmel als einen Baldachin, wie keine Königsgruft ihn einschließt; um sich die weite Natur in ihrer ewig wechselnden und doch nie veraltenden Herrlichkeit, so liegt er mitten in dem, was seinem Herzen teuer war von Jugend auf. Allein wird er freilich auch dort nicht sein, aber er wäre es nicht im entferntesten Winkel der Erde. Oft werden in kommenden Tagen Deutschlands Fürsten und Bürger zu seinem Grabe sich wenden, um mit seinem Geiste Zwiesprach zu pflegen, der nicht lassen wird von der geliebten Heimat in Glück und in Leid. Und wenn die Eichen rauschen über seiner Gruft, dann soll es sein wie ein Gruß der Millionen, die seiner in Dankbarkeit und in unwandelbarer Treue gedenken.

2.

Zum Gedächtnis.

I.

Nun ist er tot. Die Fahrt war schwer,
War lang, ihn müde zu machen —
Und die Welt, sie fürchtet und hofft nicht mehr,
Er werde wieder erwachen.

Nein, nie. Er ruht, die Wangen erblaßt,
Das Sonnenauge gebrochen;
Doch wer ihn geschmäht und wer ihn gehaßt,
Dem wird das Herz jetzt pochen.

Und sie rüsten ihm herrlich das Grabgeleit:
Von hundert Türmen die Klänge,
Auf Plätzen weit und in Straßen breit
Der Flaggen und Flöre Gedränge;

Die Eisenreiter voraus, hintan,
In schimmernden Helmen und Kollern,
Und das Höchste, wofür er stritt und sann:
Die Kaiserkrone der Kollern.

Doch er will nicht schlafen in Marmorpracht —
Bei des Walddoms rauschenden Bäumen,
Da will er die Schmerzen der Erdenmacht,
Der Erdengröße verträumen!

II.

In flatternden Haaren ein greißes Weib
Sitzt stumm am Strome der Zeiten,
Und sie späht, gebeugt den riesigen Leib,
Mit brennendem Blick in die Weiten.

Und wie aus der Tiefe die Nachtmahr steigt,
So ballt sich's über den Wogen,
Und die Flut steht still und der Sturmwind schweigt,
Und es kommt gezogen — gezogen —:

Mit Reitern und Roß, mit Schwertern und Speer,
Eine Welt in sprühendem Zorne,
Ein Wettergewölk, von Vernichtung schwer —
Und sie seufzt, Germaniens Norne:

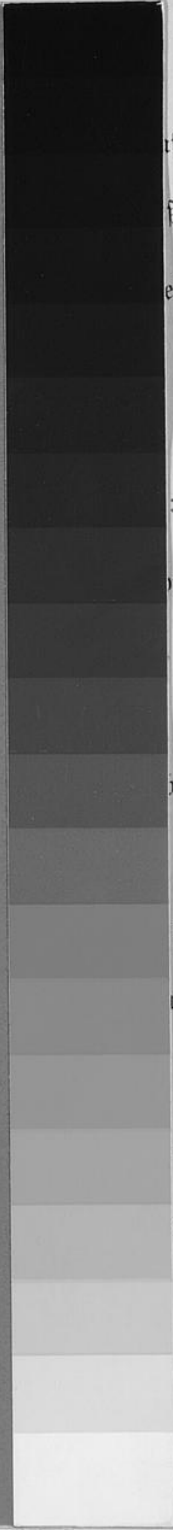
„Sie hatten den Einen und sagten sich los.
Sie werden, ihn wieder zu haben,
Umsonst nach ihm in der Erde Schoß
Mit blutenden Fingern graben!“

Da
Do
De
Bo
Mi
De
In
Un
Die
Bei
Da
De
Eit
Un
Mi
So
Un
Un
Ein
Ein
Un
Sie
Un
Mi

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

A	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
	R	G	G	B	B	W	W	G	G	K	K	C	C	Y	Y	M	M	B	B



st,
st,
seit:
bracht —
steigt,
id schweigt,
und Speer,
los.

Da rauscht es, und ihr zur Seite steht
Ein Genius, lichtumwoben,
Den Stahl, wo die blühende Locke weht,
Zur gepanzerten Schulter erhoben.

„Jungdeutschland heiß' ich, und daß dir bald
Der gläubige Mut sich erneue:
Dem Lebenden schwur ich im Sachsenwald
Und halte dem Toten die Treue!

„Jungdeutschland heiß' ich — sein Stern und Trost
In dumpfer Zeiten Bedrängnis,
Und ob grimmig der Feind auch wider uns tost,
Ich wehre dem Verhängnis!

„Ich führe die Klinge mit sichrem Streich,
Daß jeder Hasser verderbe;
Ich schütze den Kaiser, ich schütze das Reich,
Des Unsterblichen herrliches Erbe!“

